Liebe Mit-Fiebernden zu Hause,
in diesem Rundbrief soll es um mein Gastland gehen:
Israel. Ein halbes Jahr bin ich jetzt bereits hier- es fühlt sich so komisch an, das zu sagen. Aber auch nach diesem halben Jahr vermag ich immer noch nicht zu beschreiben, was Israel ausmacht, was es für mich bedeutet. Ich kann immer noch kein scharfes Bild von diesem jungen Land sehen, und oft glaube ich, dass es nicht mal seine eigenen Bürger können. Zu kompliziert ist die Situation, zu viele Konflikte schwelen hier. Und wenn ich eine Sache gelernt habe, dann, dass die Streitpunkte nicht nur an den Grenzen liegen, sondern auch im Kern der Gesellschaft, dort, wo Menschen versuchen, sich über Religion als zusammengehörig zu definieren, wenn sie sich in Wirklichkeit durch allerlei Dinge unterscheiden.
Die dritten Wahlen für die neue Regierung stehen im März an und eine Aussage, die ich hier jetzt schon öfters gehört habe: “Ich werde nicht hingehen. Es lohnt sich nicht, das Ergebnis wird sich nicht ändern”
Und dazu muss man wissen, dass die Wahlen hier so etwas wie ein nationaler Feiertag sind. Die Kinder müssen nicht zur Schule, die Busse fahren seltener, aber dafür kostenlos, es gibt kaum ein anderes Thema an den Tag. Ich kann das aus erster Hand bestätigen, denn die letzten Wahlen fanden im September statt, kurz nach meiner Ankunft und die davor im April 2019.
Drei Wahlen in einem Jahr haben die Demokratie hier, so scheint es, ein bisschen zum Gespött der Leute gemacht. Wozu wählen, wenn es am Ende doch keine Regierung gibt? Sogar die Raketenangriffe aus Gaza im November wurden für die entsprechenden Witze genutzt. Es war Dienstag- an diesem Wochentag wird in Israel meistens gewählt-, Kinder gingen aus Sicherheitsgründen nicht zur Schule und der Verkehr lag lahm. “Haben sie die dritten Wahlen vorverlegt?”, fragte eine Kollegin mit amüsierten Lächeln.
Mal ganz abgesehen davon, dass es offenbart, wie viele (nicht alle!) Israelis mit der Bedrohung aus Gaza umgehen, drückt es auch eine ganz tiefliegende Frustration über die Situation aus.
Die Politik dreht sich im Kreis, findet keine Lösung in Sachen Regierungsbildung, der Ministerpräsident, Benjamin Netanyahu scheint sich mit allen möglichen Mitteln an seine Macht zu klammern, während er sich einem Gerichtsverfahren wegen Korruption stellen muss. Das Land schwankt zwischen links und rechts, Pro und Kontra “Bibi” und kommt zu keinem Abschluss. Die Folge sind Resignation und Gleichgültigkeit.

Eine weitere Sache, die mir in Israel immer wieder auffällt, ist, dass sich die Gesellschaft in einzelne Gruppen aufteilt, die sich nicht selten auch in bestimmten Orten zusammenfinden. So kann man hier durch drei nebeneinander liegende Städte fahren und ganz verschiedene Bilder der Nachbarschaft bekommen. In Petah Tikva zum Beispiel, die Stadt, in der ich wohne, gibt es eine riesige russische Community mit etlichen russischen Shops und allem, was dazugehört. Ein paar Kilometer weiter in Richtung Tel Aviv liegt Bene Barak. Der Ort gilt als die Hochburg von Charedim, also ultraorthodoxen Juden und dementsprechend fährt man dort durch ein Meer von schwarzen Fedora- Hüten und Anzügen, unter denen die sogenannten Zizijot hervorlugen, weiße Fäden, die einen gläubigen Juden beim Betrachten an die Gebote Gottes erinnern sollen.
Und dann gibt es in Tel Aviv noch ein Viertel in der Nähe der Central Bus Station, in dem hauptsächlich Menschen der letzten Einwanderungswelle aus Äthiopien wohnen. Sie leiden unter Diskriminierung, gelten als wenig gebildet, schlecht integriert und werden häufig als kriminell abgestempelt. Sie sind, wie ich finde, ein selten wahrgenommener Aspekt in Eretz

Israel; sie sind Juden, aber auch hier gehören sie auf Grund ihrer Hautfarbe und ihrer späten Emigration oft nicht richtig dazu.
An Orten wie Jaffa oder Florentin hingegen vermischen sich linksliberale Szene und Einflüsse aus allen möglichen Kulturen, insbesondere die der arabischen, zu einem bunten musikalischen und kulinarischen Ereignis. Hier teilen sich die Kellner mit den Kunden einen Joint, der zuvor offen auf dem Tisch gerollt wurde (so tatsächlich des öfteren beobachtet), bevor dann ins Tel Aviver Nachtleben gestartet wird. Währenddessen sitzt ein paar Kilometer weiter eine ultra-orthodoxe Familie beim Shabbat- Dinner.

Trotz all dieser Differenzen habe ich “die Israelis”, besonders im Vergleich zu dem, was ich aus Deutschland gewohnt bin, als erstaunlich offen und freundlich wahrgenommen. Ich habe im letzten halben Jahr Begegnungen erlebt, die ich mir so vorher beim besten Willen nicht erträumt hätte.
Sei es ein alter Mann im Park, der, nachdem wir uns bereits verabschiedet hatten noch einmal zurückkehrte, um mir Essen vorbeizubringen oder die Mutter eines Bewohners, mit der ich einmal nach einem harten Arbeitstag im Kfar ins Gespräch kam und seitdem regelmäßig Kontakt habe. Sei es ein freundlicher Fremder, der bemerkt, dass ich mich ein bisschen verlaufen habe und mir gerne aushilft oder ein mysteriöser Unbekannter, der sieht, dass ich Probleme mit meinem Fahrrad habe, es wortlos repariert und einfach weiterfährt ohne jeglichen Dank zu erwarten- all diese Menschen beweisen mir immer wieder aufs Neue, dass das Leben in Israel nicht nur Differenzen und Verschiedenheiten bedeutet. Es bringt auch eine gewisse Offenheit mit sich und eine große Hilfsbereitschaft untereinander und gegenüber Sympathisanten (und ich als ausländische Freiwillige werde immer wieder als solche verstanden).
Der Zusammenhalt und die Unterstützung, die ich hier immer wieder erlebe, kann ich nicht so ganz in Worte fassen und definieren. Ich mache sie an jenen täglichen kleinen Begebenheiten fest, die mich immer wieder mit einem leicht lächelnden Staunen im Gesicht zurücklassen.

Ob das mit der Staatsreligion und der damit einhergehenden gemeinsamen Geschichte fast aller Bürger Israels in Verbindung steht? Man könnte meinen, sie sei der Kleber, der den Mischmasch aus Kultur und Herkunft zusammenhält und ja überhaupt erst zusammengebracht hat. Drei Viertel aller Menschen hier sind Juden, aber schnell habe ich verstanden, dass das nicht immer das gleiche bedeutet.
Es wird differenziert zwischen den oben erwähnten sogenannten Charedim, orthodoxen, und säkularen Juden. Am meisten hat mich die Aussage eines Freundes überrascht: ‘My mother is an atheist jew’. In dem Moment ist mir erst richtig bewusst geworden, dass Jude zu sein sich nicht nur über die Ausübung der Religion an sich definiert sondern viel eher über das (historische) Erbe.
Und obwohl viele Menschen hier nicht mehr praktizieren, weltlich (und westlich) leben, vielleicht nicht einmal glauben, prägt Religion und Tradition selbstverständlich das Gesicht Israels.
So zum Beispiel der Shabbat, der wöchentlich zelebriert wird. Freitag Nachmittag bis Samstag Abend fahren dann keine Busse, die Straßen sind allgemein leerer, abgesehen von schick gekleideten Familien die Abends durch die Stadt spazieren. Das Fahrverbot beruht übrigens auf dem Gebot, dass während des heiligen Ruhetages kein Feuer entzündet und allgemein nichts Neues geschaffen werden darf. Der Motor eines Autos, aber auch

Elektrizität zählen da dazu, weshalb bei religiösen Familien am Shabbat auch keine Handys benutzt oder gar Lichtschalter betätigt werden dürfen.

(Randinformation: Nachdem viele Menschen über die eingeschränkte Mobilität am Wochenende klagten gibt es in Tel Aviv und einigen umliegenden Städten jetzt ein kostenloses Transportsystem. Da Nutzer kein Geld bezahlen fällt es nicht unter das Public Transportation Law und kann trotz des eigentlichen Verbotes funktionieren. Petah Tikva und Bene Barak aber haben einen hohen Anteil an streng religiösen Bürgern und nehmen deshalb (zu meinem Bedauern) nicht an dem Projekt teil, sodass wir bis aufs weitere am Wochenende auf die arabischen Taxis, sogenannte Sheruts, angewiesen sind.)

Neben dem Shabbat gibt es natürlich noch alle möglichen anderen Feiertage: Rosh Hashana, Yom Kippur, Sukkot, Chanukka, und, und, und. Alles genauer auszuführen wäre ein bisschen ausfallend, für mich war jedoch jedes dieser Feste ein kleines Erlebnis für sich, vor allem da wir viele dieser Tage zusammen mit den Friends im Kfar gefeiert haben. Die haben sich immer riesig über die extra Köstlichkeiten gefreut.

Viele weitere Kleinigkeiten lassen einem im Alltag immer wieder darüber stolpern, dass man hier in dem einzigen jüdischen Land der Welt lebt.
Angefangen bei den Mesusot .... (kleine schräg angebrachte Behälter an den meisten Türrahmen in fast jeder Wohnung in Israel. Fast könnte man sie übersehen und mir wären sie wohl auch nicht aufgefallen, wenn ich nicht des öfteren gläubige Menschen dabei beobachtet hätte, wie sie vorm Betreten des jeweiligen Raumes die Mesusa mit ihren Fingern berühren und ihre Hand dann zum Mund führen, um sie zu küssen.)
...über die unglaublich vielen Synagogen, teilweise sogar in Einkaufszentren oder Busumstiegshallen, aber auch sonst eigentlich an jeder dritten Straßenecke…
...bis hin zum koscheren Mc Donalds!

So, und damit kommen wir jetzt zum wohl kritischsten Punkt in diesem Brief, aber es gehört dazu und muss selbstverständlich auch behandelt werden: Die Armee (IDF), Gaza, die jüdischen Siedlungen im Westjordanland und die arabischen Bürger Israels. Der sogenannte Israel-Palästina- Konflikt ist natürlich ein entscheidende Faktor, der dieses Land prägt und seine Mentalität mitbestimmt.
Da kommt man schon ins Stocken, wenn eine Kollegin einfach direkt heraus meint:
“Es gibt kein Palästina”.
Aber natürlich gibt es die Gebiete, die damit gemeint sind, die sogenannten “Areas A, B und C”.
Bereiche, zu denen jüdische Israelis keinen Zutritt haben und die alleine von der Palestinian Authority (A) oder gemeinsam mit den Israelis (B) verwaltet werden.
Die C-Areas stellen ein besonders heikles Thema dar, vor allem wenn man verstehen will, warum viele Palästinenser so frustriert sind und immer wieder äußern, sie haben nicht das Gefühl, die Israelis seien wirklich auf Frieden aus. In diesen Gebieten liegen die meisten Siedlungen, illegal nach internationalem Recht aber von der Regierung subventioniert. Eigentlich sollten diese Gebiete nach 1999 zurück an die palästinensische Administration gegeben werden.
Alle diese Gebiete im Westjordanland seien ein Teil von Israel, meint meine Kollegin, nicht der Teil, in dem wir jetzt gerade sind, aber ein Teil von ihrem jüdischen Land.

Aus ihrer Armeezeit scheint ihr besonders die Angst in Erinnerung geblieben zu sein, in Uniform eine offen erkennbare Zielscheibe für Terrorangriffe darzustellen. Und unberechtigt ist diese Angst bestimmt nicht. In Hebron, einer Stadt, in der die Palästinenser mit jüdischen Siedlern quasi Tür an Tür leben, ein Ort in dem es immer wieder zu Konflikten und Ausschreitungen kommt, erzählt uns ein Soldat, dass ein Kamerad von ihm erst letzten Monat von einer arabischen Frau mit einem Messer attackiert worden sei.
“Was ist mit der Frau passiert?”, frage ich.
“Ein anderer hat sie erschossen”.
Auch wir hören am Abend Schüsse. “Das ist hier ganz normal”, erklärt der Besitzer unseres Hostels. Als wir später auf die Straße gehen können wir Jugendliche beobachten, die Steine auf eine handliche Größe zerklopfen, ein paar hundert Meter entfernt beobachten zwei Soldaten das Geschehen. “Fuck you”, ruft uns einer der Jungen zu.
Steine gegen Maschinenpistolen, das beschreibt die allgemeine Kräfteverteilung in diesem Krieg.
Aber gibt das einer Seite mehr Recht? Einen moralischen Vorteil für den Unterlegenen? Um ehrlich zu sein, mit dieser Einstellung bin ich hier angekommen und so ganz konnte ich mich noch nicht davon trennen.

“Da unten gibt es kein Schwarz- Weiß, höchstens Schwarz- Schwarz”, sagte ein Freund zu mir, bevor ich herkam.
Aber ich habe auch Hoffnungsträger gesehen. Arabische Bürger Israels, meistens Nachkommen von Menschen, die nach der Staatsgründung nicht geflohen sind, leben friedlich und freundschaftlich mit ihren jüdischen Mitbürgern zusammen. Allein bei uns im Kfar gibt es etliche arabische Mitarbeiter und ich habe noch nie irgendwelche Feindschaften beobachten können, im Gegenteil.
Mir ist bewusst, dass diese 20 Prozent Muslime nicht die gleichen Rechte genießen, wie ihre Nachbarn und Kollegen. Und dennoch, Freundschaft und gute Mit- und Koexistenz ist möglich und wird hier auch gelebt.
Mein Eindruck ist, dass es in den wenigsten Fällen die einzelnen Menschen sind, die einander Böses wollen, es ist vor allem die Angst vor der unvorhersehbaren Komponente in der anderen Seite. (Politische) Zugeständnisse zu machen birgt die Gefahr, dass eben jene Zugeständnisse ausgenutzt und gegen einen verwendet werden können. Und selbst wenn diese Gefahr nur von einigen Individuen und nicht einem ganzen Volk ausgeht, ist sie immer noch da.
Kein Israeli darf in die “Area A”s und kaum ein Palästinenser darf nach Israel, was es zusätzlich erschwert, die andere Seite kennenzulernen und zu verstehen.
Aber die Gründe dafür sind unumgänglich. Zu groß ist die Feindseligkeit, zu groß die Angst, dass eine Lockerung der Grenzkontrollen zu vermehrten Gewalttaten von Seiten der Palästinenser führen würde.
Und Brücken bauen ist schwierig, solange keiner bereit ist, Holz zur Verfügung zu stellen, aus Angst, es könnte ihm geklaut werden.
Aber genau diese Brücken sind so dringend nötig, wenn es irgendwann eine Entspannung hier geben soll, ganz nach dem Prinzip der Politik der kleinen Schritte.
Wer einmal ins Westjordanland gereist ist, der sieht schnell, dass die Lebensrealität dort eine ganz andere ist.
Zwischen Jerusalem und Bethlehem liegt eine hohe Mauer mit Graffitis, die auf Frieden und eine grenzenlose Welt plädieren. Und wenn man von Tel Aviv nach Hebron fährt, verkehrt

man zwischen zwei verschiedenen Welten, was sowohl die Kultur als auch die Zukunftsperspektive der Menschen, sowie die hygienische Versorgung und die Sicherheit angeht. Gleichzeitig verdrängen jüdische Siedler immer mehr alteingesessene Familien, greifen auf Ressourcen zu, die Arabern in großem Maße verwehrt bleiben (Stichwort Wasserverteilung).

Und so stehen wir alle weiterhin in der Verantwortung gut hin zugucken.
Oder, wie es mir der junge ehemalige Soldat nach einem ziemlich erschütternden Gespräch nachts in einer Tel Aviver Kneipe sagte:
“Nur du kannst uns retten. Nur die Leute von außen, die versuchen, das Gesamtbild zu sehen, alle Menschen zu sehen, und dabei nicht zu sehr in den einzelnen Schicksalen gefangen zu werden.”

Mit diesen Worten verabschiede ich mich wieder bis zum nächsten Rundbrief im Frühling,
Alles Liebe
Mileen